

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Der Tote vom Hinterberg
Autor: Wirth, Leo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf der Tribüne beginnen zwei Innerrhändler zu fiedeln, ein anderer brummt mit der Bassgeige, einer trompetet, und ein fünfter schlägt das breite, wunder-same, tiefsummende Hackbrett. Sie brauchen keine Noten-blätter. So ein Innerrhändler spielt alles reinweg aus dem Kopf. Der Vorgeiger hebt an, und sogleich wissen die andern, wie sie einfallen müssen. Das gibt eine Musik voll ländlicher Wildheit und Frische. Das Hackbrett tut es einem neben der vorlauten Violine besonders an. Tische, Stühle, Zimmerbalken scheinen sich zu drehen vor Tanzhaftigkeit.

Aber noch immer rühren sich die Knaben nicht. Die holbe Weiblichkeit verzehrt sich fast vor Ungebuld.

Endlich, nachdem zehn feurige Takte gespielt sind, löst sich ein schlanker, hoher, glutäugiger Junge vom Haufen, durchquert mit ein paar großen stattlichen Schritten den geschauerten Saal, zupft unter einem stolzen halben Lächeln eine blonde Mina oder eine braune Ida am Ärmel und beginnt den Reigen. Der Anfang ist gemacht, der bei einem konservativen Bölllein immer so zähe Anfang. Nun stürzt sich alles auf die Böpfe. Paar um Paar wirbelt durch die Wirtschaft. Der mächtige Saal wird für die noch viel mächtigere Tanzlust zu eng. Die Spielleute, die Tänzer, die Wände schwitzen. Und dennoch, sie tanzen alle Tänze, diese Grünlinge des Lebens, aber am liebsten die heftigen und tollen. Sie und da raunt der letzte erste Tänzer dem Vorgeiger zu: „Nochmal den vorigen, den schnellen, wilden Walzer, der kann mir's!“ Und bietet ihm, halb wie Dank, halb wie Befehl, ein Glas Wein hin.

Nein, nicht einen Tanz lassen diese Tollköpfe aus! Selbst ein siebenjähriger Balm, der das A b c erst bis zum d weiß, ein kleiner Spitzbube mit gelben Hosen, roter Weste, einem breiten, mit Appenzeller Köhlein bestickten Gurt und dem runden Lederkäppi auf dem Kraushaar, reicht mit vierströtiger Freundlichkeit einer Sechsjährigen, die fast noch Puppe ist, den Arm. Die Drolligen hüpfen nun ohne Regel und Gesetz, nur dem Rhythmus ihres leichten Appenzellerblutes gehorchend, durch den großen Menschenkreis. Von den Größern hin und her geworfen und völlig auseinandergerissen, strecken sie sich die Arme zu und finden sich immer für ein paar Takte wieder. Und wie sie dann ihre kirschroten Lippen vor Lachen auseinanderreißen, erst, weil sie sich verloren, und dann, weil sie sich doch wieder gefunden haben! Aber am allermeisten lachen sie, weil sie sich ganz sicher nochmals verlieren werden! O lachende, leichtherzige Gaiserkinder!

20. Lebe wohl!

Ich weiß eine Stunde, Gaiserbähnli, wo du über dieses Lachen und Tanzen wie ein Türke geflucht hast.

Es war im vorletzten Winter. Du hattest deine Hel-zenzeit.

Was ist das Großes, wenn die Gotthardbahn vierzig und sechzig Wagen auf glatter Bahn und geschauerten Schienen rollt? Zum Lachen! Aber wenn du über Eis-krusten fahren mußt, sodaß deine Räder die Geleise nicht mehr fassen, wenn dir der Schnee bis an die Brust geht und sich dir ganze Eisberge wie am Nord-pol entgegenstemmen, wenn du nichts mehr siehst als weißen Himmel und weiße Erde, ha, wie deine Kollegen vom Tiefland den Mut sinken lassen! Zwar auch dir ward bange: du solltest nach Appenzell, und kein Zoll-breit rücktest du mehr von der Stelle!

Da erinnerstest du dich, wie bei einer Schülerfahrt der allezeit so kinderfrohe Pfarrer den aufhorchenden Jungen zur Kurzweil des Weges eine alte eidgenössische Schlacht erzählte. Fein, wie er's kann! Bei Sempach, glaub' ich, war's. Die Feinde trugten und starrten. Alles schweizerische Stoßen und Lupfen mußte nichts. Die eiserne Feindesfront beharrte wie der Schneewall hier. Bis Winkelried kam. An das erinnerst du dich und gehst einige Schritte zurück, nimmst einen Anlauf — wieder zurück! Noch einen Ansturm, und wieder zurück! Endlich, ob es dir auch die Brust eindrückte, wagst du einen letzten Winkelriedvorstoß. Und sieh da, solcher Heldenhaftigkeit widersteht keine Macht der Welt: der Schnee weicht, heiho, die Schlacht ist gewonnen, die Bahn ist frei!

Fröhlich rumpelst du Appenzell zu. Da, was ist das? Von Gais zittert der Ton einer vorlauten Geige zu dir. Richtig, die Jungen haben ihren Fastnachtanz in der Krone! Was, hier soeben noch tödliche Arbeit und dort beinschwingender Tanz! Hier fast Ersticken im Schnee und dort geöffnete Halskragen und Jacken vor Festhize!

Damals war's, wo du grimmig ausbrachst: „Ver-fluchtes Lachen und Nichts...“ Aber du redest nicht aus. Dein großer Verstand, der dich überall begleitet, schnitt dir das Wort ab. Du überlegtest, und zuletzt brummtest du: „Nun wohl, laß sie tanzen! Früh genug kommt über diese weichen Gesichter der Daseinsernst mit seinen Ge-sechten, seinen Feindesfronten, seinen Widerständen und hoffentlich auch seinen erlösenden Winkelriedstaten!“

Fahre wohl, Bähnlein, nach Appenzell, fahre wohl! Aber wenn du von der Höhe des Sammelplatzes noch einmal zurückschaust ins hohe Dorf, dann grüße es noch-mals mit deinem kecksten, bundeswidrigsten Pfiff! Und grüße es auch von mir, dem fernem, stadtbedrückten, nach freien Bergen und freien Menschen dürstenden Schreiberlein!



Der Tote vom Hinterberg.

Roman in Heftstiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

Warmer Juni Sonnenschein liegt auf den glitzernden Bergen. Hoch oben schmilzt der Schnee, und durch die schauerlich einsame Wildnis der Alpen donnern dumpf die Lawinen.

Schon haben die Weiden zu grünen begonnen; von den Maiensäßen herauf tönt schüchtern das Gebimmel der Herdenglocken. Bald wird es Sommer sein. Sommer in den Alpen, das ist wie Frühling im Tal —

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

die Zeit des überreichen Blühens, des Duftens, des fröhlichen Zusammenspiels der Farben!

An der bröckelnden Faulhornkette, die lang und einförmig vor den grandiosen Giseimpel des Berner oberlandes gelegt ist, zwischen der trozigen Similiwand und dem zerrissenen Grate des Hinterberges liegt ein großes Steinrümmerfeld. Jahrhunderte haben hier die Spuren ihrer wuchtigen Zerstörungskraft hinterlassen; Block um Block brachen sie jeden Frühling dort oben los und wälzten die splitternden Kolosse mit Krachen hinab, eine große schöne Alp unter den Trümmern begrabend. Wenige dürstige Pflänzlein drängen ihre grünen Blättchen zwischen dichtem Steingeröll ans Licht; kaum ein Blütenstern der Anemone findet genug Platz auf dem großen Totenfeld, um tröstlich in den Tag hinauszuleuchten.

Furchtbar ernst und hoffnungslos ist hier die Welt. Als hätten Urzeitriesen in der Wut einer grauenvollen Schlacht halbe Berge gegeneinander geschleudert und wären dann knirschend von dannen gezogen — so grausam wüßt liegt die gewaltige Walfstatt da. Stein türmt sich auf Stein, Fels auf Fels bis hinab zum See, der unheimlich dunkel im Schatten kahler finsterner Berge liegt.

Aber etwas Heroisches webt um diese Riesentrümmer, fast wie der Hauch einer unbegreiflich großen sagenhaften Geschichte, die mit der begrabenen Alp unter Steinen versank. Wenn dann der leichte Firnwind aus den hohen Bergen herüberstreicht und von entfernten Alpen den zarten Duft der braunen Männertreu verstoßlen mit sich führt, dann ist es doch, als vermählte

sich die holde Blütenpoesie der Gegenwart mit einem dunkeln Erinnern an vergangene große Katastrophen, und wo beide zusammengingen, da wäre tiefer Frieden und blühte schauerlich süße Schönheit auf.

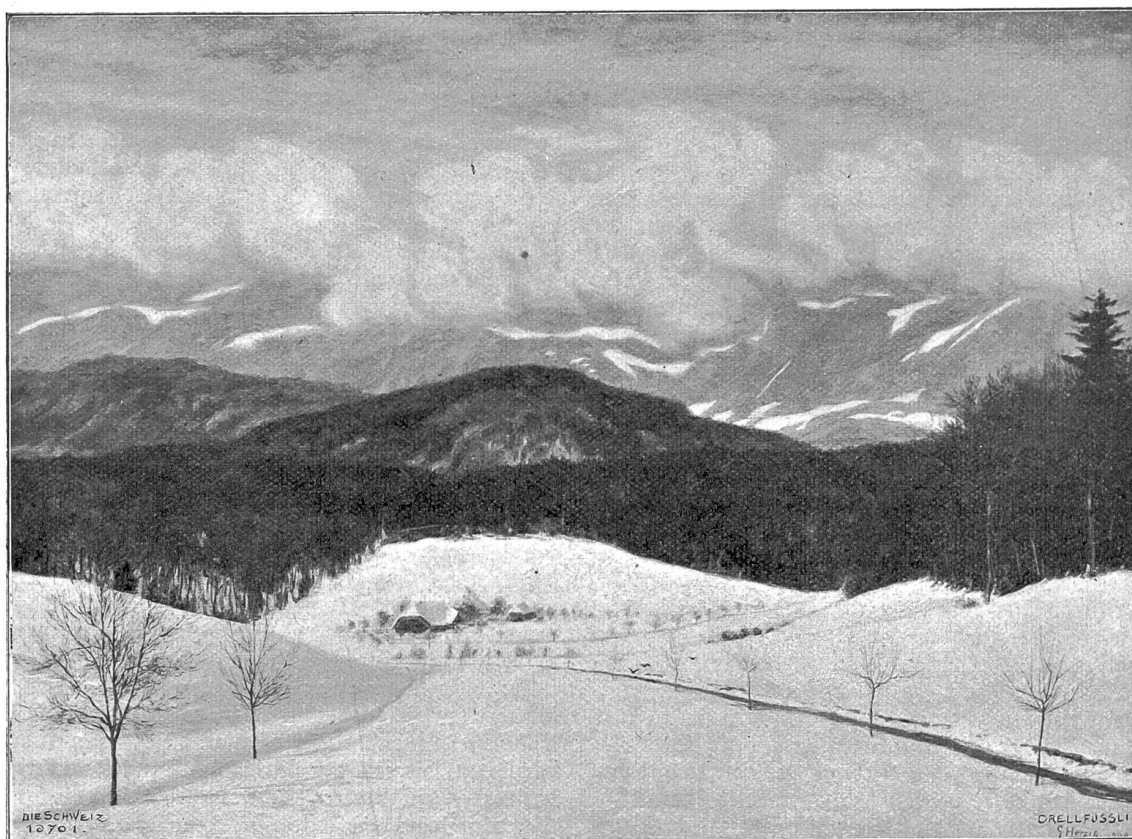
* * *

„Juhu!“ Wie Lachen und Singen schallt der helle Fauchzer von Berg zu Berg. Auf einen der größten Felsblöcke der schweigenden Ruinenlandschaft hat sich die starke Gestalt eines jungen Mannes geschwungen. Lustig schwenkt er seinen Hut in der Luft. „Juhu!“ Von allen Seiten wiederholt das Echo den frischfröhlichen Alpenschrei.

Ein zweiter Tourist in hellem Lodenkleide taucht aus der Tiefe kletternd auf. Am Bergstock hat er Alpenrosen und Enzianen festgebunden, ein ganzes Buzkett! Erleichtert atmet er auf und blickt sich um. Seine Augen blitzen vor Freude. „Gewonnen! Nun kann uns der Hinterberg nicht mehr zum Narren halten! Dort hinter der Similiwand muß schon das Faulhorn liegen: ein Razensprung, und wir sind dort!“

Die beiden jungen Männer kommen vom Gießbach herauf. Sie haben der Aralp einen flüchtigen Besuch gemacht, dann die Felswände und Geröllhalden des Hinterberges erklettert, und ihr heutiges Touristenziel ist die Krone des ganzen Gebirgsgrates, das einsame Faulhorn mit seinem heimeligen Hotel.

Nach kurzer Rast brechen sie auf und streben, an wüsten Absturzflächen und altem Lawinenschnee vorbei, beflügelten Schrittes einem ragenden Felsgrat zu, von



DIE SCHWEIZ
1870.

ORELLFUSSLI
S. Herzig

Gottfried Herzig, Meienbach, Winterlandschaft.

wo die verschlungenen Pfade der Nelpfer zum Gipfel des Berges emporführen.

„Der See! Der See! Siehst du, wie nahe!“ ruft der Vorausgehende mit Frohlocken zurück. Ueber jede ihrer neuen Entdeckungen freuen sie sich wie Kinder. Denn der Aufstieg aus der Gießbachschlucht war anstrengend und ermüdend, und jetzt erscheint ihnen das bequeme Dahinschlendern inmitten einer grandiosen hochalpinen Trümmerwelt als ein wahrer Genuß. Jeden Augenblick tauchen andere, niegesehene Bilder vor ihnen auf. Geradeaus und zur Seite türmen sich schwärzliche Felsmassen gen Himmel, dazwischen liegen Steinblöcke, spärliche grüne Nasenplätze, Alpenrosenfelder und unten der seltsame melancholische See. Links hinaus öffnet sich ein gewaltiges Tal, und jenseits stehen schroff die wolkenstürmenden Eisgipfel des Wetterhorns, des Eigers und der reinweißen Jungfrau.

Plötzlich hält der Vorausgehende seine Schritte an. An einer Felsplatte, die wie eine Ruhebank inmitten wüsten Gerölls und zerzauster Alpenrosenbüsche lagert, bückt er sich zur Erde und hebt einen Bergstock auf, der neben dem Steine lag.

„Wie seltsam, Fritz, hier finde ich einen Bergstock!“

Beide betrachten erstaunt den rohen braunen Stecken aus Haselholz, der unten eine feste Eisenspitze trägt und oben in der Rinde mit dem Messer kunstlos eingegraben das Wort „Uralp“. Unmittelbar neben der Schrift zeigen sich noch die Spuren einer halb abgeschuerten, nicht mehr lesbaren Jahreszahl.

„Sollte hier einer verunglückt sein?“ fragt der junge Mann, indem er das alpine Fundstück nachdenklich in den Händen wiegt.

„Aber nein, das glaube ich nicht!“ entgegnet der andere. „Wie wäre es nur möglich? Mit dem besten Willen könnte man auf diesem festen Terrain nicht abstürzen. Sieh dich nur einmal um! Wo im Kreise von fünfshundert Metern ist auch nur die geringste Gefahr?“

„Vielleicht Steinschlag . . .“

„Ich kann auch das nicht glauben. Wenn von dort droben Steinschlag bis hier herunter kommt, dann ist auf diesen Trümmern die Gewalt des Sturzes schon halb gebrochen. Mit ein wenig Gewandtheit kann ihm dann jeder entgehen. Zur Not liegen ja hundert gewaltige Felsblöcke da, hinter denen man sich absolut sicher bergen kann, wenn's oben kracht . . . Nein, hier kann keiner verunglückt sein!“

„Aber der Bergstock? Welche Bewandnis kann es nur damit haben?“

„Das erkläre ich mir ganz einfach. Der Mann ist, wie die Inschrift zeigt, gleich uns von der Uralp heraufgekommen. Hier hat er das Schwierigste überwunden gehabt. Der schwere Stock ist ihm unnötig und lästig geworden. Da hat er ihn eben liegen lassen . . .“

„Mir will es nicht recht in den Sinn. Ein Tourist, der seinen Bergstock wegwirft! Das wäre wie ein Soldat ohne Säbel! Im Gegenteil, der Bergstock ist das Letzte, was wir aus den Händen geben! Wir schleppen ihn mit, soweit es geht, und wäre es auch nur, um den Leuten dort unten zu zeigen: Seht einmal, wir sind auch im Gebirge gewesen und haben dem Tod ins Auge geschaut! Was sagt ihr dazu?“

Fritz hat sich auf die Felsbank gesetzt, die breit und weiß aus dem Grafe emporragt. Der Bergstock ist für

ihn jetzt abgetan. Seine Blicke wandeln ins Tal von Grindelwald hinab, wo die blauen Gletscherströme der Hochalpen zwischen grünen Bergmatten verfließen.

„Komm, Karl, ruhen wir uns aus! Setz' dich da neben mich; ich schaffe dir schon Platz! Von hier ist der Ausblick wunderbar!“

Einen zackigen scharfkantigen Stein, der neben ihm lose auf der glatten Fläche der Felsbank liegt, schiebt er mit Kraft beiseite, daß er in die Alpenrosenbüsche kollert. Auf einmal aber weiten sich seine Augen. Mit grenzenloser Verwunderung starrt er auf die Bank neben sich, wo eben noch der schwere Stein gelegen. An der Stelle ist ein dickes schwarzledernes Portefeuille sichtbar geworden, das von dem Steine bedeckt und dadurch sehr einfach gegen Sturm und Wetter geschützt gewesen. Jetzt liegt es bloß, eine seltsame, rätselhafte Spur von einem Menschen, der einmal hier oben geweltet haben muß, dies Andenken seiner Existenz zurückgelassen hat und seitdem nicht wiedergekommen ist. Wozu? Warum? Was mag das alles bedeuten? Dunkel und geheimnisvoll liegt die Brieftasche auf dem Felsen und keiner will sie zuerst berühren, als berge sie etwas Erschreckendes, ein drohendes, dunkles Verhängnis.

„Nun aber, Fritz, wie erklärst du dir das? Ich glaube, hier ist doch ein Unglück passiert!“

Fritz antwortet nach einigem Nachdenken: „Wir wollen einmal sehen, was in der Tasche steckt . . .“

Ein Frösteln geheimen Schauders geht dem jungen Mann durch die Glieder, als er das schwarze feuchte Portefeuille ergreift und zögernd aufmacht. Nichts ist darin, als ein umfangreiches, in Leder gebundenes Notizbuch. Das Papier hat durch den Schnee und die Nässe kaum gelitten; es ist bloß ein wenig feucht, und stellenweise sind die Blätter schwach zusammengeklebt. Fast bis zur letzten Seite gehen Bleistiftnotizen, eng geschrieben, manchmal sehr undeutlich, am Schlusse ganz verworren über die Seiten laufend wie Kindergekrügel.

Fritz schlägt die feuchten Blätter auseinander, und seine Finger gleiten hastig durch das Manuskript.

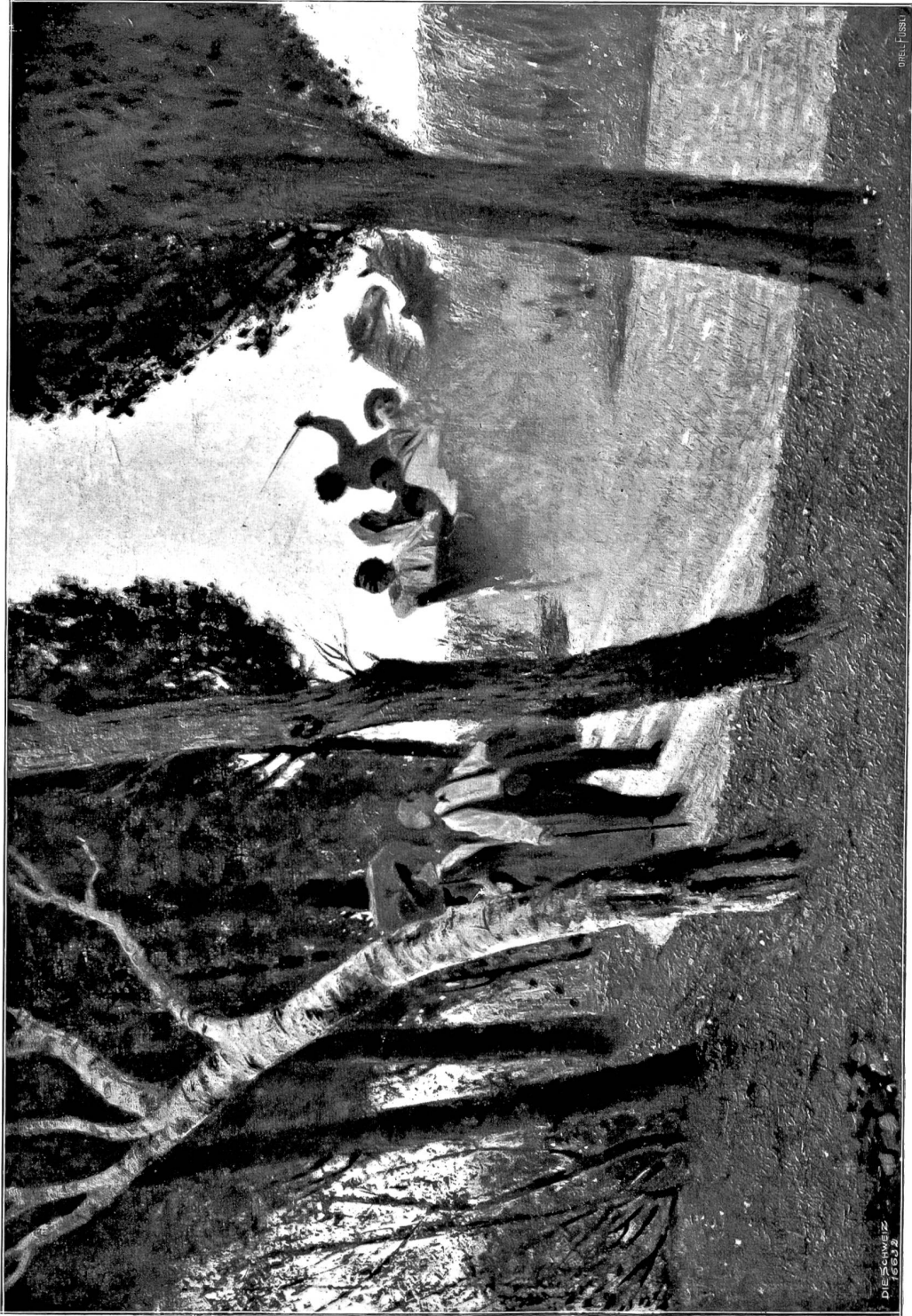
„Ein Tagebuch,“ sagt er.

„Ein Tagebuch? Hier oben?“ verwundert sich Karl.

„Wie du siehst! Vielleicht gibt uns diese Schrift Auskunft über ihren Verfasser und unsere zwei seltsamen Junde. Jedenfalls nehmen wir Bergstock und Tagebuch mit . . .“

„Welch ein kurioser Ort zur Aufbewahrung eines Tagebuches!“ Kopfschüttelnd steht Karl auf den weißen Felsen nieder.

„Du,“ ruft Fritz nach einer langen Pause, „ich glaube, das Buch ist interessant! Ich habe da schon allerlei Merkwürdiges im Vorbeigehen aufgefißt. Stellen, wie in einem Roman . . . Und schon die bloße Schrift fesselt mich. Ein eigentümliches Dokument! Sieh einmal, ein ganzes Tagebuch in Bleistiftnotizen! Und welche sonderbaren Charaktere! Ich fühle den Graphologen wieder einmal in mir erwachen. Zum Beispiel: diese dünnen, verschörfelten Züge — ein unsicherer, auf sich selbst nicht recht vertrauender, vielleicht auch sehr willensschwacher Mensch; diese großen Anfangsbuchstaben, die fast den Lettern des Druckes nachgebildet scheinen — ein feinerer Geist, vielleicht Künstler, ästhetisch veranlagt; die aufrechte Stellung der Schrift — ein gerader, ehrlicher, offener Sinn; die einzelnen Linien



Sommerfest.
Nach dem Gemälde von Emil Weber, Engfringen,
in Zürcher Privatbesitz.

wellenförmig auf- und abschwankend — rasch wechselnde Stimmung, „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt“; die Zeilen am Ende tief heruntergezogen — melancholische Grundstimmung, Kleinmut, Resignation . . . Das alles gibt ein sehr unklares, verschwommenes und doch eigenartig anziehendes, rätselhaftes Bild. Ein Charakter, der mich interessieren würde . . .“

„Du,“ unterbricht ihn Karl, „ich glaube, wir verlieren damit unsere schönsten Tagesstunden. Wenn wir die Berge noch genießen wollen, müssen wir vor Sonnenuntergang auf dem Gipfel sein. Die Rätsel dieses Buches können wir doch nicht jetzt auf der Stelle schon lösen. Dazu braucht es Zeit. Hoffentlich gibt uns die Schrift eine ganz gute Lektüre für den Abend. Dann, nach vollbrachter Tat in der traulichen Hotelstube, lasse ich mir's gerne gefallen. Vielleicht ist's das Testament eines originellen Bergtravlers, vielleicht bloß ein launiger Touristenult! Aber jetzt, nicht wahr, vor den toten Buchstaben kommt das lebendige Leben . . .“

Er hat sich auf den Felsblock gestellt; aber der Jauchzer, den er talabwärts schmettert, klingt diesmal nicht so übermütig froh wie sonst. Der liegengeliebene Bergstock und das geheimnisvolle Tagebuch haben doch allerlei grübelnde Gedanken erweckt, Fragen, auf die kein Mensch antwortet, zu denen die Berge als stumme Zeugen ewig schweigen werden.

Draußen erlischt der letzte Tageschein. In der Ferne stehen wie schwarze und weiße Gespenster die Berge überirdisch groß im blassen Sternenschein. Dann und wann zieht ein Nebelstreif langsam vor den Fenstern vorbei. Durch die niedrige Stube des Faulhornhotels weht behagliche Wärme. Die geschäftige dicke Wirtin hat den späten Gästen zulieb frisch eingeheizt;

denn hier oben ist's auch an Sommerabenden so kalt, wie dort unten im tiefsten Winter. Das macht der schmelzende Schnee und die Nähe der Gletscher.

Jetzt räumt die Wirtin den Tisch ab, an dem die Fremden gespeist haben, und verschwindet darauf mit starken Schritten in der Küche. „Wie mag diese Riesendame nur da heraufgekommen sein?“ Ueber diese Frage zerbrechen sich die zwei schlanken Fremden ebenso erfolglos die Köpfe, wie alle Bergsteiger, die das Faulhorn besuchen. Gottlob ist sie da und kocht, daß man zeitweilig bei ihr zu Gast sein möchte. Gesättigt, erwärmt und in wohliger Müdigkeit dehnen sich die jungen Alpinisten auf der Fensterbank und tun von Zeit zu Zeit einen träumerischen Blick in die nächtliche Bergwelt hinaus.

Friz fährt auf einmal, sich erinnernd, zusammen, greift in die Brusttasche seiner Ledersoppe und holt das Portefeuille, den Fund vom Hinterberg, heraus.

„Du, nun können wir in Ruhe das Tagebuch lesen! Nicht?“

Er schiebt die Lampe näher und wendet die feuchten Blätter um. Sein Freund sieht ihm über die Schulter, und so durchgehen sie, eng zusammengedrückt, das Dokument von unbekannter Hand mit den vielfach unterbrochenen Bleistiftnotizen. Als wäre es eine Botschaft aus dem Jenseits, so starren die jungen Männer, immer gespannter werdend, auf die sonderbar verschönderten Zeichen. Ueber zwei Stunden sitzen sie schweigend da, nicht das Kommen und Gehen der Wirtin, auch nicht das zeitweilige Rumoren des Wirtes im Nebenraum bemerkend. Die blassen Schriftzüge nehmen ihr ganzes Denken in Anspruch. Einer wendet langsam die Seiten, während ihm der andere fast atemlos lesend über die Schulter blickt.

(Fortsetzung folgt).

Zu den Bildern von Gottfried Herzig.

Eigentlich bedürften die Bilder des Berner Künstlers hier keiner Einführung mehr, ist doch Gottfried Herzig ein alter Bekannter der „Schweiz“. Im Sommer 1905 haben wir dem Werke des damals noch wenig bekannten Malers eine besondere Nummer gewidmet*), die ein einigermaßen vollständiges Bild von der Art und den Zielen seiner Kunst gab. Es ließen sich damals in seinem Schaffen zwei scheinbar heterogene Linien verfolgen, eine heimatgetreue, bodenständige schlichte Kunst und eine allegorisch symbolisierende, nach großen Gegenständen und erhabenem Ausdruck ringende. Freilich diese Verschiedenheiten lagen eigentlich fast nur im Stofflichen. Die Kunstweise war hier wie dort dieselbe tüchtige, strenge, Wirklichkeitsstreue, allen Phantastereien abholbe. Was wir nun aber seither von Herzigs Werk zu Gesicht bekamen — einiges davon wurde auch durch unsere Zeitschrift vor das Forum der großen Öffentlichkeit gebracht**) — scheint zu zeigen, daß der unablässig strebende, von heiligem Willen erfüllte Künstler



Gottfried Herzig (Phot. C. Ruf, Basel).

sich mehr und mehr von dem Reich der Lockungen und Klippen, der Unklarheiten entfernt und sich von der symbolisierenden zur gegenständlich lebendigen Kunst wendet. Dadurch aber stellt sich Herzig auf denjenigen Boden, in dem seine eigenste schlichtstarke, trozige Art wurzelt und damit auch die Kunst, in der ihm Schönestes zu schaffen gegeben ist. Nicht aus ästhetischer Anschauung allein kennt Herzig die Natur. Aus häuerlichen Verhältnissen hervorgegangen, auch heute noch dem Beruf des Landmannes nicht fremd, ist er mit der Natur, in der er gelebt, mit der er gerungen hat, aufs innigste vertraut. Er kennt und liebt sie in all ihren Ausprägungen und Lebensformen und versteht sie wie ein Angehöriges. Seine Landschaftsbilder erzählen genugsam von diesem intimen Naturempfinden. Ob er nun den Blütenprunk einer Frühlingswiese schildert, ob er von der Herrlichkeit eines weiten durchsonnten

Sommertages oder von der weichen Schönheit eines Juniabends erzählt, wenn See und Himmel im letzten Sonnengruß erglänzen, oder ob er von der lautlosen Einsamkeit eines verhängten Wintertages redet — immer ist es, als ob wir die Stimme der Natur selber vernähmen, unmittelbar und eindringlich, sodas man

*) Vgl. „Die Schweiz“ IX 1905, 340 ff.

**) Vgl. „Die Schweiz“ X 1906, S. 247 und 417; XI 1907, S. 40/41, 275 ff., 279.